

Chronik der katholischen Kirche in der Triestinggasse in der Nordrandsiedlung

Die Geschichte der Kirche beginnt mit jenem Tag des Jahres 1936, an dem sich die ersten Siedler hier am Nordrand Wiens niederließen. Wer von ihnen sonntags einen Gottesdienst mitfeiern wollte, musste einiges auf sich nehmen, um über den ‚eisernen Steg‘ – das war eine lange Brücke über die vielen Bahngleise der Nordbahn – zur Kirche ‚Maria im Elend‘ nach Leopoldau zu gelangen. Wenn man also auf die Geschichte dieser Kirche blickt, so geht es dabei zunächst um die vielen Menschen, die sich im Laufe der Jahre hier angesiedelt haben.

Wie es zu dieser ersten Kirche in der Siedlung kam, ist eine spannende Geschichte. Zugleich berührt sie eine für jede Gemeinschaft grundsätzliche Erfahrung, die Carl Zuckmayer in seinem Buch ‚Als wär’s ein Stück von mir‘ sehr treffend so beschreibt: Je mehr jemand in ein Vorhaben Talent, Geld, Zeit und vor allem Herz investiert, umso mehr wird er mit dem Geschaffenen verwachsen, umso mehr wird es seins werden, mit dem er sich rückhaltlos identifiziert und verbunden weiß.

Es ist also ein wesentlicher Unterschied, ob eine Gemeinde ihre Kirche fixfertig von der Diözese hingestellt bekommt, oder ob die Leute selbst mitmachen, ihr Talent einbringen, Zeit und Mühe investieren und allmählich das Gefühl entwickeln: Das ist jetzt meine, unsere Kirche. In der Nordrandsiedlung hat man sich – wohl der Not gehorchend – für das Prinzip der Subsidiarität entschieden – eines der drei Prinzipien der christlichen Gesellschaftslehre. Es besagt: Was der Einzelne leisten kann, muss ihm abverlangt werden. Erst, wenn er in seinem Bemühen ansteht, darf er die Hilfe der nächst größeren Einheit erbitten.

Aber schon im Jahr 1934 kam die erste Idee für einen Kirchenbau in diesem Gebiet auf. Der Pfarrer von Leopoldau bezeichnete *die Errichtung einer Gottesdienststätte als unabweisbares Gebot*, da die Gehzeit zur weit entfernten Leopoldauer Kirche für die Siedler am Nordrand der Pfarre 30 – 50 Minuten betrug. Die Stadtverwaltung zeigte Verständnis. In einem Bescheid vom 4.7.1934 teilte die zuständige Magistratsabteilung dem Pfarramt Leopoldau mit, *dass der Herr Bürgermeister genehmigt hat, dass bei der Anlage von Stadtrandsiedlungen in Hinsicht auf die Errichtung von Gotteshäusern die erforderlichen Schritte einzuleiten sind*.

Über die Lage des Gotteshauses war man sich allerdings lange uneins. Seitens der Stadtverwaltung wurde die Benutzung des Genossenschaftshauses angeregt (das sich ungefähr dort befand, wo heute das Schwimmbad in der Großfeldsiedlung steht). Dagegen wies Pfarrer Kepplinger aus Leopoldau auf den Widerwillen der Bevölkerung bei Verwirklichung dieses Vorhabens hin und auch auf die unzumutbare Lage: die zu geringe Entfernung von der Pfarrkirche Leopoldau hätte kaum eine Erleichterung für die Nordrandsiedler gebracht. Der Pfarrer machte dagegen den Vorschlag, eher bei der Station der Nordbahn „Leopoldau Ladestelle“ eine einfache Barackenkirche errichten zu lassen. Man kam aber dann doch überein, die Vorhalle des Genossenschaftshauses zu adaptieren, zusammen mit einigen Räumen, die von der Mütterberatungsstelle des Caritas-Instituts genützt wurden. Im April 1937 wurde diese bescheidene Notkirche eingeweiht und eröffnet.

Doch bald nach dem Einmarsch der deutschen Truppen wurde die Einstellung der Gottesdienste in der Notkirche erzwungen. Das Inventar, die Paramente und das Allerheiligste wurden in Sicherheit gebracht und im Sommer 1938 die Notgottesdienststätte geschlossen. Trotz Not und Besatzungsmacht tauchte bald nach Kriegsende wiederum der Gedanken an einen Kirchenbau in der Nordrandsiedlung auf. Es gab aber auch nicht wenige Stimmen dagegen: „Wozu eine Kirche? Für die paar Kirchengänger reicht die Pfarrkirche in Leopoldau. Und außerdem soll man jetzt doch besser Wohnungen bauen als Gotteshäuser.“ Am 15.10.1950 wurde P. Hartwig Hubert Balzen zum Pfarrer in Leopoldau ernannt. „Als Hauptaufgabe hatte ich mir den Bau der Notkirche in der Nordrandsiedlung gestellt. Schon mein Vorgänger bzw. sein Kaplan hatten sich mit dem Gedanken getragen, eine Notkirche zu bauen. Aber ich fand nur 3000 Latten, das Holz einer alten Baracke und den unmöglichen Entwurf einer unmöglichen Architektin.“ Diese alte Baracke gehörte der Caritas und stand in Wien XIV. Baumgarten. Das verwendbare Material wurde von freiwilligen Helfern in den Pfarrhof Leopoldau gebracht und dort auf dem Dachboden (über dem heutigen „Otto-Saal“) gelagert. Mit der Architektin, Frau Martha Bolldorf, waren schon im Herbst 1949 seitens der Diözese der der Pfarre Leopoldau Besprechungen wegen des Notkirchenbaus gehalten worden. Dabei gab es in der Nordrandsiedlung bereits Gottesdienste und Seelsorgestunden, wofür Frau Margarethe Bernhard (Ecke Triestinggasse/Achengasse) allsonntäglich ihr Schlafzimmer ausräumte und so Platz für ein Dutzend Menschen schaffte. Und einige werden sich noch an Kaplan Pater Anton Schälzky erinnern, der dort die Gottesdienste und Seelsorgestunden hielt. Er war es auch,

der in Hütteldorf alte Baracken ausfindig machte, die dann von den fleißigen Leopoldauern und Nordrandsiedlern abgetragen und im Garten des Leopoldauer Pfarrhofes zwischengelagert und später in die Siedlung transportiert wurden als Bauholz für Schalungs- und Konstruktionsarbeiten, eben jene 3000 Latten. Kann man sich das heute alles noch vorstellen? Wer hatte die Zeit, die Leute, die Fuhrwerke für solche Aktionen?

Am 25. Februar 1951 schrieb Pfarrer Balzen an die erzbischöfliche Finanzkammer:

„Sehr geehrter Monsignore ! Die Pfarre Alt-Leopoldau Wien 21 plant seit langem in der Nordrandsiedlung eine Notkirche mit Seelsorgeräumen zu bauen. Die Notwendigkeit, diese Seelsorgestation zu errichten, wird immer dringender. In der Nordrandsiedlung und in den ihr umgebenden wilden Siedlungen wohnen ca. 3000 Menschen. Dazu kommen noch einige Teile der Stadtrandsiedlung mit ca. 2000 Menschen. Ferner gibt es in der Nähe der Nordrandsiedlung eine Reihe Schrebergartenkolonien, die zum Teil ganzjährig, zum Teil in der schönen Jahreszeit bewohnt werden. Auch das sind hunderte Menschen, die zu keinem Sonntagsgottesdienst kommen. Im eigentlichen Gebiet der Nordrandsiedlung haben wir über 687 Familien mit ca. 727 Kindern und Jugendlichen, von denen 300 schulpflichtig sind. Der Weg zur Pfarrkirche Alt-Leopoldau von der Nordrandsiedlung beträgt durchschnittlich 1 bis 1½ Stunden; die Wegverhältnisse selbst sind furchtbar, besonders im Winter. Über 180 Kinder besuchen die Seelsorgestunden. Eine Siedlerfamilie stellt jeden Montag ihr Schlafzimmer zur Verfügung. Das Zimmer ist 3½ mal 3 m groß. Das Zimmer selbst muss immer ausgeräumt werden. Nur durch die Opferwilligkeit dieser Familie war es bisher überhaupt möglich, in dieser Siedlung Fuß zu fassen. Die Stadt Wien hat eine moderne Volksschule errichtet, beide Linksparteien besitzen ihre Heime, nur die Kirche hat nichts. Die Hauptschulkinder werden sogar per Autobus zur Schule gebracht. Es ist nicht zu verwundern, dass nur wenige Familien, vielleicht sind es nur noch 20, die den Gottesdienst besuchen, obwohl immer wieder von vielen Familien versichert wird, wenn eine Kirche in der Nähe wäre, würden sie auch gehen. Das ist auch leicht zu verstehen. Die Leute müssen sehr früh zu den Arbeitsstellen und kommen abends späte heim, daher ist meist Sonntag der einzige Tag, an dem sie ihre Gärten herrichten und ihre Siedlungshäuser bauen können. Um noch etwas zu retten, muss unbedingt gebaut werden. Jedes weitere Hinauszögern wäre unverantwortlich, nahezu eine Todsünde.“

Kurz nach Amtsantritt von Pfarrer Balzen in Leopoldau konnte Ende November 1950 mit Hilfe des Stiftes Klosterneuburg (das war damals noch der 26. Wiener Gemeindebezirk) ein Grundstück erworben werden. Die Liegenschaft in der 15. Straße (heute Triestinggasse) war 4.705 m² groß und gehörte Herrn Alois Wallner, Leopoldauerplatz 78. Der Kaufpreis betrug S 35.290,42. Die grundbücherliche Durchführung erfolgte erst im Jahr 1953. Damit zusammenhängend musste auch ein Teil von 915 m² in öffentliches Gut abgetreten werden. Die Finanzkammer der Erzdiözese lehnte es nach dieser Ausgabe ab, weitere Hilfe zu leisten. Aber das Projekt war begonnen: Pfarrer Balzen: „Ich stand alleine. Aber ich verzagte nicht. Zunächst stellte ich in unserer Kirche am 8. Dezember ein Bild der Gottesmutter von Fatima auf, das mir von der Lucia, jener Seherin von Fatima, vermittelt wurde. Unter ihren Schutz stellte ich unser Vorhaben. Und tatsächlich: von diesem Tag an rissen die Spenden nicht ab. Ich machte eine Haussammlung mit gutem Resultat. Dann wurden Bausteine aufgelegt und vertrieben. In der Altjahresandacht wurde der Vorsatz bekräftigt, noch im Jahr 1951 mit dem Bau der Kirche zu beginnen. Es wurde verhandelt. Mit der Architektin gab es anscheinend kein Weiterkommen, dafür wurde Architekt Ing. Amlacher vom erzbischöflichen Bauamt einbezogen. Die Haussammlungen wurden fortgesetzt. In der Siedlung wurde ein Kirchenbaukomitee unter Leitung von Herrn Groiss gegründet. Mit der Finanzkammer wurde trotz ablehnender Haltung doch weiterverhandelt. Und dort war man schließlich so beeindruckt, dass S 100.000,- bewilligt wurden.“ Damit konnte der Bauauftrag an die Firma Wenzl & Hartl vergeben werden, die schon ‚Erfahrungen‘ durch den Bau einer ähnlichen Kirche am Gaußplatz gesammelt hatte. Hartwig Balzen hatte ursprünglich die Absicht, das gesamte Grundstück von der Lavantgasse fortlaufend bis zur Illgasse zu bekommen, um inmitten einer nicht gerade freundlich gesinnten Umgebung für seine Schäfchen eine kleine Siedlung zu errichten. Doch dazu kam es nicht mehr. Nach der Fertigstellung der Kirche begann sich das Klima in der Siedlung erheblich zu verbessern, denn so einhellig – und das darf der Wahrheit zur Ehre wohl auch gesagt werden – so einhellig wohlwollend wurde das Vorhaben von den Siedlern keineswegs verfolgt. Man sollte in Zeiten wie diesen lieber Wohnungen bauen statt Gotteshäuser, hieß es. Die Widerstände reichten von Morddrohungen bis zur Ankündigung, man würde neben der Kirche ein eigenes Jugendzentrum errichten. Floridsdorf war ja damals russische Besatzungszone. Und der Anteil an gestandenen Kommunisten war in der Nordrandsiedlung nicht gerade gering. Das Wort ‚Kirchenkampf‘ ist also keineswegs weit hergeholt. Es war ein Kampf nicht nur gegen die Kirche, sondern vor allem einer für sie.

Hartwig Balzen war durch seine Tätigkeit als Direktor der Wiener Caritas gut vernetzt und wusste, wer die wichtigen Leute waren. Vor allem wusste er, wer die richtigen waren. Er war als ehemaliger Kaplan von Floridsdorf in unserem Bezirk kein Neuling. Schließlich war er beim letzten von Hitler-Deutschland in Österreich noch erlaubten Kirchenbau am Franz Jonas-Platz maßgeblich beteiligt (‚St. Jakob und Josef‘ oder auch ‚Zu den zwölf Aposteln‘). Er wusste also, wie man ein solches Unternehmen auf Schiene bringt und durchzieht. Pfarrer Balzen hatte als Caritasdirektor tausende

Kinder zum Aufpäppeln ins Ausland, vor allem nach Portugal, geschickt. So hatte er von einer der drei damals noch lebenden Seherinnen von Fatima – Lucia – ein Marienbild erhalten. Dieses stellte er nun kurz entschlossen – wie erwähnt – am Marienfeiertag, dem 8. Dezember 1950, auf den Altar seiner Kirche in Leopoldau. Mit der ganzen Gemeinde versprach er feierlich, in der Nordrandsiedlung eine Notkirche zu errichten und dieser eingedenk des Heiligen Jahres 1950, in welchem Pius XII. das Dogma von der ‚Aufnahme Mariens in den Himmel‘ verkündete, den Namen ‚Maria-Himmelfahrt‘ zu geben.

Um die Fenster herum eine Kirche gebaut



Die ‚Fenstergeschichte‘ muss erzählt werden! 1881 vor Beginn einer Aufführung von Jacques Offenbachs ‚Hoffmanns Erzählungen‘ brannte das Wiener Ringtheater ab. Am Heiligen Abend gab Kaiser Franz-Josef in einem Handschreiben bekannt, dass zum Zeichen seiner Anteilnahme am Schicksal der beim Brand verunglückten 386 Menschen aus Privatmitteln ein Zinshaus mit einer Gedächtniskapelle errichtet würde. Es sollte genau dort entstehen, wo einst das Ringtheater stand, Schottenring 7, Ecke Hessgasse, heute Sitz der Bundespolizeidirektion. Die Erträgnisse aus diesem so genannten ‚Sühnhaus‘ sollten Wiens Wohltätigkeitsvereinen zugutekommen. Der mit dem Bau beauftragte Dombaumeister Friedrich Schmidt, nach dessen Plänen auch das Wiener Rathaus errichtet wurde, bezog nach der Fertigstellung des Sühnhauses 1885 in diesem selbst eine Wohnung, in der er allerdings wenige Monate später starb. Auch der frisch verheiratete Sigmund Freud

gehörte zu den ersten Mietern. Er übersiedelte aber dann in das Haus Berggasse 9. Friedrich Schmidt ließ im Hof des Sühnhauses eine Kapelle errichten, deren Fenster jenen des Rathauses nachgebildet waren. Zwei Versionen wechselten einander ab. Kleine, aber sehr schöne Graphiken davon aus der Feder von Herrn Roland Steinmetz kann man vor der Sakristei der Pfarrkirche Maria-Himmelfahrt bewundern. In all den vielen Wirren um die Verteidigung Wiens brannte das Sühnhaus am 11. April 1945 nach einem Bombentreffer aus und wurde abgetragen. Und das, obwohl die freistehende Kapelle im Inneren relativ unversehrt geblieben war. So blieben 14 der gotischen Fenster unbeschädigt. Was für ein Glück – für die Fenster, für die neue Kirche in der Nordrandsiedlung sowie für jeden, der sie heute aufsucht! Jedenfalls wurden sie nach der Demolierung des gesamten Objektes ins Diözesandepot verbracht. Für ganze fünf Jahre. Denn: Als Hartwig Balzen daranging, in der Nordrandsiedlung eine Kirche zu errichten, erbat er sich vom damaligen Erzbischof Kardinal Innitzer eine finanzielle Unterstützung für sein Vorhaben. Der konnte zwar kein Geld zur Verfügung stellen, wohl aber die Fenster der Kapelle des ehemaligen Sühnhauses als erste und stilgebende Bestandteile für eine neue Kirche, um die herum der damalige Architekt Ing. Amlacher vom erzbischöflichen Bauamt eine passende Notkirche errichten möge. Die Entwürfe der schon erwähnten Architektin – es war Frau Martha Bolldorf – wurden schubladisiert, und der damalige Dombaumeister Dipl.-Ing. Kurt Stögerer konnte die Pläne endgültig fertig stellen. Es sollte eine Holzkirche in Riegelwandkonstruktion auf einer Betonplatte werden mit offener Sparrendecke und gotischer Apsis, proportional zu den Fenstern. Dabei nahm er ‚Maß‘ an der Kirche am Gaußplatz, vor allem aber am Prüfungssaal im ersten Stock des Akademischen Gymnasiums am Beethovenplatz gegenüber dem Konzerthaus, welches ebenfalls vom ‚Rathaus-Schmidt‘ stammt. Was hätte dieser Friedrich Schmidt wohl dazu gesagt, dass ‚seine‘ Fenster mit den bleigefassten bunten Gläsern in einer Holzkirche in der Nordrandsiedlung weiterleben – als einzige Relikte, die heute noch an den Ringtheaterbrand und seine Folgen erinnern ...



Die Sorge um das Geld für die Kirche war allgegenwärtig. Am 17. Juni veranstalteten die Leopoldauer Bauern ein Fest zugunsten der neuen Notkirche. Da gab es – für manche noch erinnerlich – das so genannte ‚Gansreiten‘: Einer Gansattrappe auf einer Stange musste im Vorbeireiten der Kopf abgerissen werden. Ein schwieriges Unterfangen, war doch der Kopf mit Schmierseife eingerieben ... Der Phantasie, Geld auf-zutreiben, waren keine Grenzen gesetzt. Im September holte man zu einem großen Erntedankfest aus mit der Absicht, wieder Bares aufzutreiben. Es war der

Anfang einer bis heute andauernden Tradition: Aus diesem ersten Leopoldauer Benefiz-Erntedankfest mit Umzug und Weinkost im weitläufigen Pfarrgarten war eines der größten Volksfeste Wiens geworden. Dank gilt immer wieder den Leopoldauer Bauern. Sie führten sämtliche Bautransporte unentgeltlich durch. Diesem Spendergeist traten auch Firmen bei. So wurde etwa der ganze Schotter von der Firma Huf gespendet. Die Holzlacke waren Geschenke der Firma Köhler. Der Elektriker verzichtete großzügig auf eine Rechnungslegung. Kurzum: Der Schutz der Gottesmutter tat sichtbar seine Wirkung. Wiewohl das Vorhaben schon konkrete Formen angenommen hatte, fand erst am 14. Juli die Bauverhandlung statt. Sie endete, wie sie bei der damaligen politischen Lage enden musste: mit dem langwierig erstrittenen Ergebnis einer nur provisorischen Baugenehmigung. Jedenfalls wurde am 26. Mai 1951 mit der Umzäunung des Grundstücks begonnen, damit das viele gelagerte Holz seiner Bestimmung erhalten blieb und nicht später im Herbst in die Öfen der frierenden Siedler wandern sollte. Man hatte zwar einen symbolischen Grundstein, aber keineswegs das Geld für den Bau. Der tatsächliche Grundstein wurde vom Klosterneuburger Abt, Prälat Alipus Linda, am 10. Juni 1951 gelegt. Ein Pensionist vom Zukunftsweg – Schmid war sein Name – trug für die nächsten Monate sein Bett in die Bauhütte, um des Nachts mit einem Knüppel vor Ort zu sein, sollte sich jemand am Werkzeug vergreifen. Er gehörte nicht direkt zur Kirchengemeinde, fand aber die Idee, hier in der abgelegenen Gegend mit der Kirche auch eine Art Gemeindezentrum zu errichten, für unterstützenswert.

Anfang August unternahmen die Nordrandsiedler eine Wallfahrt nach Maria-Dreieichen im Waldviertel, um für gutes Gelingen zu beten. Im September kam es zu einer ersten Haussammlung in der Nordrandsiedlung – ein Zeichen, wie sehr sich die Stimmung schon beruhigt hatte. Immer wieder aber



musste wegen des Neubaus bei irgendeiner Stelle interveniert werden. Überall hieß es: Ja, wenn die etwas tun, dann tun wir auch mit. Wie immer und überall musste auch hier oben auf der Spendenliste ein Lockvogel stehen. Es kam aber auch zu sehr ungunstigen Vorfällen. So wurde z. B. ein Schlosser aus dem Gaswerk nur deshalb entlassen, weil er nach Feierabend noch viele Stunden beim Kirchenbau zubrachte. Erst eine Intervention beim damaligen Bürgermeister Franz Jonas konnte die Wiedereinstellung erreichen.

Eine Kirche ohne ‚Turm‘

Pfarrer Dr. Hattinger von der Töllergasse – einer Nachbargemeinde von Leopoldau – schenkte eine Statue des hl. Judas Thaddäus, einen holzgeschnitzten Korpus des ‚Heilands im Grabe‘ (der noch immer am Karsamstag ‚zum Einsatz‘ kommt) und schließlich eine Glocke. Pfarrer Hartingers Schwester hatte sie aus der Notkirche in der Großfeldsiedlung gerettet, als diese von der Deutschen Wehrmacht in ein Lagerhaus umgewandelt wurde. Am 10. Oktober 1951 wurde diese Glocke im Rahmen der Dachgleiche von Prälat Linda gesegnet und dem Hl. Josef geweiht. Am gleichen Tage wurde auch das Turmkreuz geweiht und aufgesetzt, ‚Turm‘ in Anführungszeichen. Ja, er wirkt ein wenig gedrunken. Aber wie hätte denn ein richtiger Turm ausgesehen? Hier waren tüchtige Zimmerleute gefragt – solche wie Anton Oppolzer. Er war ‚unser‘ Zimmermannpolier bei der Baufirma Wenzl & Hartl. In der Kugel des Turmkreuzes befindet sich eine Denkschrift, deren Kopie sich im Diözesanarchiv gefunden hat. In ihr sind die an der Errichtung des Turmes und des Turmkreuzes beteiligten Firmen aufgelistet. Im erhabenen Stil heißt es da – auszugsweise: *Im Jahre des Heiles – 1951 – ist die Kirche ‚Maria- Himmelfahrt‘ in der Wiener Nordrandsiedlung errichtet worden. Die hl. Kirche regiert Papst Pius XII.; Erzbischof von Wien ist Kardinal Dr. Theodor Innitzer; Bundeskanzler von Österreich Dr. h. c. Leopold Figl. Die neue Kirche steht unter dem Patronat des Stiftes Klosterneuburg, dessen Propst, Generalabt Alipius J. Linda, dieses Kreuz weiht. Möge von ihm viel Segen und Gnade ausgehen, über alle Siedler in der Nordrandsiedlung; über die Pfarrgemeinde Leopoldau; über alle Wohltäter und Mitarbeiter; besonders aber über unsere Heimat, Österreich.*

Ursprünglich wollte man die Kirche nur außen fertig stellen, weil das Geld ausgegangen war. Aber die Baufirma erklärte sich bereit, auf Kredit weiterzubauen, wenn die Diözese eine Zahlung bis Februar 1952 zusagen würde, was diese dann auch dankenswerterweise tat. Und weil die Bauarbeiten so zügig voranschritten, wurde der 2. Dezember 1951 als Einweihungstermin festgelegt.

Der erste Kindergarten und das neue Pfarrhaus

Zugleich mit der Notkirche wurde südseitig eine Hauswartwohnung errichtet (Zimmer, Küche, WC) sowie ein Seelsorgeraum. Aus diesem Kirchenanbau wurde schon kurze Zeit später ein Kindergarten oder richtiger: ein Kindergärtlein errichtet. Erste Kindergärtnerin war eine Tante Eva. Köchin und Helferinnen waren Frauen aus der Siedlung. Später, als die St. Michel-Siedlung errichtet worden war und der Zuzug der Donauschwaben sich auch auf die Kirchengemeinde auswirkte, übernahm Schwester Hilga (Jack) von der Schönstattbewegung die Leitung. Sie blieb es bis 1977, also auch viele Jahre im Kindergarten, der in den Jahren 1961-1963 nördlich an die Kirche angebaut wurde. Viele Siedler, auch solche, die der Kirche weniger nahe standen oder stehen, denken noch immer mit großer Wertschätzung an diese Frau, die ihnen und ihren Kindern so manches ins Leben mitgegeben hatte. Nachdem ein neuer Kindergarten in den Sechziger Jahren nordseitig angebaut wurde, dienten die Räume dieses alten und ersten Kindergartens seelsorglichen Zwecken. Im Jahre 2013 wurde der gesamte Trakt von Pfarrmitgliedern abgetragen, um Platz zu schaffen, direkt an die Kirche ein Pfarrhaus (Pfarrerwohnung und Büro) zu errichten.

Ein Haus für Leib und Seele

Das Innere der Kirche war dort abgeteilt, wo heute die Pfeiler den Chor tragen. Dadurch hatte man einen zwar kleinen, aber feinen Raum gewonnen, in welchem sich in der Folge ganz einfach alles abspielte: Es wurden kleine Feste gefeiert und Theater gespielt. Und als das Fernsehen aufkam, wurde in diesem Raum der erste Flimmerkasten in der Nordrandsiedlung aufgestellt – und geflimmert hatte das Bild in der Tat! Gegen einen Schilling Entree konnte jeder Siedler kommen und fernsehen – schwarzweiß, versteht sich. Oft war der Raum überfüllt. Die Kinder saßen auf der Erde, die Männer hinten auf der Stiege. Ein uralter Koksofen heizte im Winter gehörig ein, qualmte bei Niederdruck wie irr und wurde später von einem Gasofen abgelöst, dessen armdicke Zuleitungen noch lange erhalten blieben. Wer diese Zeit miterlebt hat, wird sich gerne an sie erinnern trotz manch einfachster Zusammenkunft bar jeglichen Komforts. Man war zufrieden und erlebte frohe Stunden. Diese zufriedene Genügsamkeit scheint heute eher rar geworden zu sein.

Der große Tag - 2. Dezember 1951

Der Tag der Einweihung nahte heran. Es sollte der Adventsonntag sein. Wochenlang hatte der Regen den Platz vor der Kirche in ein Morastfeld verwandelt, dessen Dreck mit jedem fleißigen Arbeiter in die Kirche getragen wurde. Es sah eher traurig aus für ein Fest. Dann aber brach endlich die Sonne durch und strahlte, bis alles vorüber war. Der Platz vor der Kirche wurde gereinigt und der Raum innen fest geputzt, sodass die Frauen die selbst gestickten Tücher für den Altar und die Kommunionbänke auflegen konnten. Und damit das Gotteslob auch nicht zu dünn daherkäme, ließ Prälat Linda der Pfarre ‚auf drei Jahre‘ ein Harmonium aus dem Klosterneuburger Stiftsbestand. Dieses kam in jüngerer Zeit in den Besitz von Herrn Georg Gauß in Mistelbach – es wurde ihm vom Pfarrer geschenkt. Weil es aber derart desolat und kaum mehr spielbar war, gab er es weiter an jemanden, der zumindest die Tastatur und das Gebläse in ein anderes Instrument einbauen konnte, sodass das gute Stück – oder Teile von ihm – heute wieder in Harmonie erklingen dürfen – ein Harmonium *eben!*



Dann kam der 2. Dezember 1951. Der Erzbischof von Wien, Kardinal Dr. Theodor Innitzer, weihte die Kirche in Anwesenheit von Abt Propst Linda um drei Uhr Nachmittag ein und gab ihr den versprochenen Namen ‚Maria-

Himmelfahrt'. Der Gottesdienst fand als Feldmesse statt, weil die Kirche für die vielen Teilnehmer zu klein war. Der damalige Rot-Weiß-Rot-Sender berichtete ausführlich, die RAWAG hatte Interviews gemacht, und die Zeitungen brachten größere Reportagen. Pfarrer Hartwig Balzen notierte noch am selben Abend in der Chronik der Pfarre Leopoldau das Erlebte, und zwar mit aller Emotion, die ihn erfüllt haben musste: Sonntagabend. Es ist geschafft! Der Platz und die übrigen Räume fertig. Wer zählt die Namen, die Menschen, die so fleißig waren! Heute, am 2. Dezember 1951, Weihetag der Kirche ‚Maria-Himmelfahrt‘ in der Nordrandsiedlung. Wer zählt die Namen, wer die Menschen!?

Mehr als 5.000 freiwillige Arbeitsstunden wurden von mehr als 70 Frauen, Männern und Jugendlichen erbracht. Die Namen Leopold Karner und Anton Koppensteiner mögen hier stellvertretend für alle genannt werden, die ihr Herz in dieses Unternehmen einbrachten. Kardinal Innitzer war so angetan, dass er spontan alle noch offenen Rechnungen von seinem Finanzkammerdirektor begleichen ließ.

Ursprünglich sollte der Altarraum würfelförmig ausgeführt werden sollen. Aber die Siedler konnten den Dombaumeister überzeugen, dass eine konsequente Fortführung der gotischen Bauweise bis in die Apsis hinein der Kirche erst, den richtigen Gesamteindruck verleihen würde. Herr Stögerer erzählte dem Chronisten viele Jahre später: „Nie in meiner langjährigen Arbeit als Architekt habe ich eine derartige Mitarbeit der Leute erlebt, wie in der Nordrandsiedlung!“

Die ‚Gute Stube‘



Nach einem Rundblick durch die Kirche schlug der Kardinal in seiner Ansprache einen feierlichen Ton an: „Betrachtet dieses Gotteshaus immer als eure ‚Gute Stube‘. Die Bauern unter euch und die Menschen am Land wissen, was eine ‚Gute Stube‘ ist. Das Wort von der ‚Guten Stube‘ wird manchmal etwas belächelt. Aber genau diesen Eindruck musste das Kircheninnere auf den hohen Gast damals gemacht haben. Die Sessel wurden schon ein Jahr nach der Einweihung aus dem Kirchenraum entfernt und durch die heutigen Bänke ersetzt. Und diese seine Mahnung von der ‚Guten Stube‘ ist wohl mehr als nur beherzigt worden: Wie viele Gäste – private und solche von weit her – wurden in diese ‚Gute Stube‘ geführt nach altem Familienbrauch. Wie oft war

sie Beginn und Rahmen eines gemeinsamen Lebensweges! Wie viele Kinder sind hier getauft worden oder gingen zur Erstkommunion und wurden hier gefirmt! Wie oft wurde hier Abschied genommen von lieben Menschen! Die ‚Gute Stube‘ ist in Wahrheit eine solche geworden, und es bleibt dieser Geschichte nur mehr die aufrichtige Hoffnung hinzuzufügen, dass sie es kommenden Generationen ebenso sein möge, wie sie es jener der letzten 60 Jahre war und ist. Viele, die heute das Gotteshaus zum ersten Mal betreten, sind erstaunt über den Eindruck, den es auf den Besucher ausübt. Eher unscheinbar von außen bezwingt dieses kleine Kirchlein im Inneren durch seine Architektur, die der Beziehung zum Holz – einem Grundzug der Siedler – mit elegantem Schwung und ästhetischer Strenge entgegenkommt.

Die Zeit war nicht stehen geblieben. Die Kirche musste im Jahr 1964 nach einem Mauerschwammbefall einer grundlegenden, umfangreichen und kostspieligen Renovierungsarbeiten unterzogen werden.



Entrümpelungen

Mit der Fertigstellung der Kirche war diese aber noch lange nicht richtig ‚fertig‘. Da war auf einmal der Schwamm im Holz, was neuerlich zu einem großen Arbeitseinsatz führte. Dann hat es etliche Veränderungen gegeben – bauliche, aber auch solche mutiger Entrümpelungen: Ein Judas Thaddäus sowie eine Herz-Jesu-Statue, beide groß und schwer

auf ihren Postamenten, wurden heruntergeholt und vor die Tür gesetzt. Sie sollten zerschlagen und auf die Mülldeponie geführt werden. Und der, der es hätte tun sollen, nämlich der schon erwähnte Mesner Leopold Karner, brachte es nicht übers Herz. Weil zu dieser Zeit das Podium für den neuen Volksaltar gezimmert wurde, ‚begrub‘ er die beiden kurzerhand – auf dem Rücken liegend – in dem so entstandenen Hohlraum unter dem heutigen Altar, was so einfach nicht ging. Als man nämlich daranging, die Bretter auf das Gerüst des Altarpodiums zu nageln, stach die Nase des Judas Thaddäus derart hervor, dass mit den Brettern kein Weg an ihm vorbeiführte. Mit einem kleinen, aber mutigen Hammerschlag, verbunden hoffentlich mit einer Entschuldigung, war auch dieses Problem gelöst. So liegen die beiden noch immer im Schulterchluss nebeneinander als stille Zeugen des heiligen Geschehens über ihnen. Schließlich wurden die Kommunionbänke entfernt und zu Stellagen ‚weiterverarbeitet‘. Und die Fatima-Madonna, die jahrelang auf dem alten Tabernakel gestanden hatte, wanderte ‚fensterweise‘ nach hinten, bis sie schließlich ihren heutigen Platz fand.

Ein Irrweg von Fatima in die Nordrandsiedlung



Hier muss ihre kleine und abenteuerliche Geschichte nacherzählt werden: Frau Helene Hanel Kroneder war eines jener Mädchen, die von Hartwig Balzen auf Kinderlandverschickung nach Portugal kamen – für ganze neun Monate! Sie hatte einen Brief mitbekommen, worin um eine Spende für die neue Kirche gebeten wurde. Tatsächlich brachte sie eine Geldspende mit, aber auch das Versprechen, dass eine Statue ‚Unserer Lieben Frau von Fatima‘ nach Wien gesandt würde. Diese wurde in der Tat angefertigt und war monatelang unterwegs. Auf Irrwegen landete sie in der Barackenkirche in Krems-Lerchenfeld. Pfarrer Balzen stellte die endlich aufgestöberte Statue in Leopoldau drei Tage aus. Dann wurde sie in einem großen Festzug in die Nordrandsiedlung getragen und auf halbem Wege den dortigen Siedlern für die neue Kirche übergeben. Ein Jahr lang stand sie auf dem Hochaltar. Dann wurde sie auf ein Seitenpodest versetzt und erhielt schließlich jenen Platz, den sie heute hinten in der Kirche einnimmt. 1986 wurde sie restauriert. Und siehe da: Was vorher für Gips gehalten wurde, entpuppte sich als hartes Schnitzholz – was ihr neben ihrem ideellen nun auch noch einen künstlerischen Wert gibt.

Die unglaubliche Geschichte der Kreuzwegbilder

Kaum eine katholische Kirche, in der nicht der Weg, den Jesus mit seinem schweren Kreuz zur Hinrichtung gehen musste, in Bildern oder Schnitzwerk dargestellt ist. Also fehlte in der neuen Kirche etwas Wesentliches. Einen Kreuzweg kaufen? Undenkbar! Mit welchem Geld? Aber wer hatte schon so ein vierzehnteiliges Bildwerk einfach daheim ‚am Dachboden‘ liegen? Niemand! Oder doch ...? Jedenfalls ließ Hartwig Balzen nichts unversucht und lud ein, es möge sich doch jeder umschauen, ob nicht ‚irgendwo am Land‘ so etwas aufzutreiben wäre, und es sei ganz egal, ob es ausrangierte Originale wären, Kopien, alte Drucke oder dergleichen. Nicht lange darauf meldete sich eine Frau: Ihr Sohn sei akademischer Maler gewesen und sein Münchner Lehrer, Professor Gebhard Fugel, habe einmal eingeladen, einen Kreuzwegzyklus zu malen. Er selbst hatte für die Münchner St. Josephs-Kirche einen Kreuzweg gemalt – 14 große Wandgemälde – und es sei eine gute Übung, die einzelnen Personen so darzustellen, dass sie in verschiedenen Situationen erkennbar dieselben bleiben. Jedenfalls hätte ihr Sohn den Kreuzweg seines Professors kopiert. Nun sei er aber im Krieg gefallen, und die Bilder stünden bei ihr daheim auf dem Dachboden. Und wenn der Herr Pfarrer sie für die neue Kirche haben möchte, sie gäbe sie gerne her. Und noch etwas: Ihr Sohn wäre sein Leben lang lungenkrank gewesen und hätte immer fahl ausgesehen. Deshalb habe er seinen Kreuzweg auch in dieser Grundstimmung angelegt (im Gegensatz zum Original, welches mit kräftigen Farben und Detailtreue an die großen Meister des Biedermeier erinnert). Ihr Sohn habe sich sogar im vierten Bild Jesus begegnet seiner Mutter selbst porträtiert – abgemagert zu Haut und Knochen. Das ist aber ein Gerücht, denn im Original kommt diese Figur gleichfalls vor. Farbkopien des Fugel-Kreuzweges gibt es in der Krankenhauskapelle der ‚Liserln‘ auf der Wiener Landstraße sowie im rumänischen Großwardein (Oradea). Nach 35 Jahren ‚Verwendung‘ in der Kirche waren die Bilder reif für eine Runderneuerung. 1986 wurden sie im Währinger Atelier Ederndorfer restauriert. Bei sechs der 14 Bilder musste die Ölfarbe in einem raffinierten Verfahren von der alten Leinwand gelöst und auf eine neue übertragen werden. Die Kosten von damals 55.000 Schilling trug die Erzdiözese.



Nur keine Pfeifenorgel!



Das schon erwähnte Harmonium hatte lange genug die Kirchgänger gequält, nicht weil Frau Groiss so schlecht darauf gespielt hätte, aber das Werkel war restlos verschlissen. Also: Anfrage an die Diözese. Diese wollte unbedingt eine Pfeifenorgel, aber kein Geld dafür ausgeben. Eine Finanzierung durch die Pfarre hätte auf viele Jahre alle Veranstaltungen ‚für die neue Orgel‘ in Beschlag genommen. Das hält keine Pfarre aus. So streckte man sich ‚nach der Decke‘ und entschloss sich für eine – allerdings sehr gute – Notlösung. Von einem Spieltisch aus wird der Ton so im Raum verteilt, dass mehrere Lautsprecher minimal zeitversetzt gespeist werden und so ein Steinhalleneffekt entsteht. Nach dem Krieg, als viele Kirchen zerstört worden waren, wurde das wenige Geld lieber in Dächer und Fenster investiert als in Orgeln. Das hat die Industrie geschäftstüchtig genutzt und Instrumente entwickelt, die den Klang der Pfeifenorgel imitieren konnten – weniger zur Freude diözesaner Ämter für Kirchenmusik als vielmehr zur Hilfe jener, die die Mittel für eine neue

Orgel aufbringen mussten. Das Flohmarktteam gab die Hälfte der Einnahmen, der Chor die Erlöse aus mehreren Konzerten, und als Herr Paul Eichinger die traurige Aufgabe hatte, Nachricht vom Tod seiner Gattin zu geben, bat er, anstelle von Kranzspenden lieber etwas für die neue Orgel zu geben. So kamen die noch fehlenden 18.000 Schilling zusammen, und die neue Orgel wurde gekauft. Es ist ein Instrument der holländischen Firma Johannus. Weil das viele Holz und die Deckensparren der Akustik nicht gut tun, verteilen vier Lautsprecher den Klang geschickt im Raum. In der Osternacht 1986 stimmte die neue ‚Orgel‘ erstmals das machtvolle ‚Gloria‘ der Gemeinde an.

Der Pfarrsaal und der Kindergarten

Eine ganz wichtige Episode in der Geschichte der Kirche hat sich 1962 bis 1964 mit dem Bau des Pfarrsaales und des neuen, darüber liegenden Kindergartens abgespielt: In den Fünfzigerjahren erlebte die Siedlung einen großen Zuzug von Familien mit Kleinkindern. Die Pfarre führte – wie schon erwähnt – einen kleinen Kindergarten. Der aber war hoffnungslos veraltet und zu klein. Die Menschen, die sich hier neu angesiedelt hatten, träumten von einer besseren Zukunft, und sie hatten auch guten Grund dazu. Das hat ihnen Kraft gegeben, noch dazu, wo sie in Hartwig Balzen einen Pfarrer hatten, der schon einmal ein Bauvorhaben aus dem Nichts zu einem guten Ende geführt hatte.

Kurzum: Am 1. Mai 1962, am Tag des Hl. Josef, schloss sich an die Sonntagsmesse eine Werkzeugsegnung an. Auf dem Altar der Kirche lag eine Liste mit den Namen von 32 Männern, die sich mit ihrer Unterschrift verpflichteten, den benötigten Kindergarten und einen Pfarrsaal zu errichten. Selbstverständlich in ihrer Freizeit – und ohne Entgelt. Und jeweils an einem Samstag. Nach sechs Monaten und etwa 5000



Arbeitsstunden stand der Rohbau. Immer eine andere Familie sorgte dafür, dass die Bauleute auch ordentlich zu Essen bekamen. Die vielen unbekanntenen und oft auch unbedankten Stunden findet man in keiner Liste, sicher aber in jener, die der Herrgott einmal am Ende des Tages zur Hand nehmen wird. Die Begeisterung für die Sache begann überzugreifen. Zunächst auf Pfarrer Balzen, der in Schlosserhose und mit Scheibtruhe Hand anlegte. Ein Fleischhauer (Freudensprung) lieferte kostenlos Wurst und allerhand für Jause und Nachtmahl. Ein Spenglermeister verzichtete darauf, eine Rechnung zu legen. So ging das Jahr 1963 dahin.

(Im Bild von links nach rechts: Fred Steffl, Philipp Gausz, Adam Pertschy, Niki Rack, Hartwig Balzen, Hans Zolitsch, Andreas Schwendemann, Sepp Schwager, Schwester Hilga und Adam Binder.)

Das alles schlug Wellen bis hinein ins Ordinariat am Stephansplatz. Zweimal erschien Kardinal König auf der Baustelle, um sich von der Eigeninitiative der Leute zu überzeugen. Ein drittes Mal betrat er die Baustelle im Rahmen einer Visitation, und ein viertes Mal kam er zur Einweihung des Kindergartens und des Pfarrsaales. Insgesamt wurden in den drei Jahren an die 22.000 Arbeitsstunden erbracht. Rund 70 Familien hatten nun für ihre Kinder einen Platz – praktisch vor der Haustür. In den späten Sechziger Jahren waren es einmal über 100 (!) Kinder, die hier betreut und verköstigt wurden. Nach harter Tagesarbeit fand man sich hinten in der Kirche zusammen:

In jüngster Zeit wurde der Kindergarten aus wirtschaftlich/organisatorischen Gründen in die diözesane ‚Kindertagesheimstiftung St. Nikolaus‘ eingebracht. Es wäre aber wohl ein fatales Missverständnis, würde man meinen, er ginge die Pfarre nun ‚nichts mehr an‘. Was waren und sind denn die pastoralen Gründe für einen Pfarrkindergarten? Denn ein Pfarrkindergarten ist er ja geblieben, und eine nur technische Ausgliederung sollte auf das pastorale Miteinander keinen Einfluss haben. Pfarren in gleicher Situation verweisen darauf, wie fruchtbar und belebend ein wechselseitig gutes Verhältnis ist. Große Wohnhausanlagen an der Gerasdorfer Straße haben das Einzugsgebiet der Pfarre erweitert und erforderten einen größeren Kindergarten mit vier anstatt wie bisher zwei Gruppen und einem 75 m² großen Bewegungsraum allen modernen Standards. Dieser neue Kindergarten mit zwei Etagen ebenfalls in der Triestinggasse auf Pfarrgrund errichtet wurde am 13. Oktober 2013 von Generalvikar Dr. Krasa eingeweiht.



Hartwig Balzens große Bitte an den Herrgott



An dieser Stelle muss – wieder einmal – ein im wörtlichsten Sinn denkwürdiges Ereignis erwähnt werden: Hartwig Balzen erzählte dem Chronisten bei einem Ausflug nach Loiben in der Wachau von seiner großen Bitte an den Herrgott. Je älter er nämlich würde, umso stärker verspüre er den Wunsch, wenn er denn eines Tages diese Welt verlassen müsste, dass es an einem Marienfeiertag geschehen möge. Seine große Marienverehrung war ja allseits bekannt und gerade beim Projekt der neuen Kirche in der Nordrandsiedlung einmal mehr für alle deutlich erlebbar. Und jetzt kommt's: Akkurat an einem Marienfeiertag, nämlich am 8. Dezember 1982, um acht Uhr morgens, ja geradezu pünktlich zur Frühmesse in der Nordrandsiedlung,



erging im Spital der Barmherzigen Brüder der Ruf an ihn, sich aufzumachen und hinüber-zugehen in eine andere, bessere Welt. Was von ihm blieb, wurde am Stammersdorfer Zentralfriedhof der Erde übergeben. Wer sich beim nächsten oder auch übernächsten Friedhofsbesuch aufraffen kann, einen Abstecher zu seinem Grab oder richtiger: Denkmal zu machen, findet es ganz leicht gegenüber der Halle 1, direkt am Weg links vom großen Kreuz in der Gruppe 6, Reihe 1, Nr. 6. Und auf dem Weg dorthin könnte man ein Wort des großen evangelischen Schriftstellers und als ‚Urwalddoktor‘ weltberühmt gewordenen Albert Schweitzer meditieren, wenn er schreibt: „Ich habe Blumen immer nur mit einer gewissen Verlegenheit auf ein Grab gelegt, weil ich überzeugt bin, dass die, die wir geliebt haben, woanders sind.“

Die große Kirchenrenovierung

Zur 30-Jahrfeier der Kirche war Kardinal König gekommen. Und solche Besuche sind ja für die Gastgeber auch ein netter Anlass, „so nebenbei“ Sorgen und Anliegen anzubringen. Herr Hans Zolitsch, an dessen „Handschrift“ später einmal noch einiges erinnern wird, trug denn dem hohen Gast auch die Notwendigkeit der Dach- und Fassadenisolierung vor. Ja, sagte der Kardinal, er werde das Vorhaben unterstützen, zumal die Kirchengemeinde ein so hohes Maß an Eigenleistung in Aussicht gestellt habe – wie schon beim Kirchenbau. Miteinbezogen in dieses Unternehmen war auch die Renovierung des Saales, der ob des regen Pfarrlebens immerhin schon ordentlich strapaziert worden war und dementsprechend mitgenommen aussah. Am 2. Jänner 1983 ging es in der Früh im Saal los: Raus mit dem Fußboden und der schon gemeingefährlichen Abdeckung für die Kegelbahn, Erneuerung der Beleuchtung und Montage einer Bühnenlichtanlage, Verkleidung der Wände, Verlegung eines neuen Bodenbelages, Malerarbeiten usw. – Ende Februar (!) war das Werk getan – bis zur nächsten Renovierung gute 25 Jahre später.

Anfang März wurde das Kirchendach abgetragen und der Mauersockel offen gelegt. Gearbeitet wurde immer an einem Samstag. Der Einsatz von immerhin 25 bis 30 Leuten musste für jeden Arbeitstag gut vorbereitet werden, um keine langen Stehzeiten zu riskieren und kostbare Arbeitszeit zu vertun. Das Material musste parat liegen und auch das richtige Werkzeug zur Verfügung stehen. Bis auf die Arbeiten, die wirklich nicht selbst getan werden konnten oder die wegen der Haftung nicht in Eigenregie geleistet werden durften, hat keine bezahlte Firma die Baustelle betreten. Fachkräfte mit großer Erfahrung waren ja verfügbar, und Helfer hat es immer ausreichend gegeben. Die Frauen in der Küche sorgten – wie seinerzeit beim Kindergartenbau – für das leibliche Wohl. Es wurde schon gesagt, aber diese Frauen haben es verdient – manche inzwischen posthum – vor den Vorhang gebeten zu werden. Ihre Leistung ist ja in einem Satz – wie oben – schnell beschrieben. Doch ein Tag ist lang. Da gibt es ein Gabelfrühstück, ein warmes und deftiges Mittagessen, eine Jause und ein Nachtmahl – und das für durchschnittlich 25 Personen. Viermal das Geschirr waschen und die Küche abends wieder tipp topp hinterlassen, weil sie am Montag drauf der Kindergarten benötigt. Das war keine Kleinigkeit! Ob Regen oder Sonnenschein – die Arbeit ging dahin: Dachpappe verlegen, Lattenroste auftragen, Tellwolle einlegen, wieder Dachpappe und Verlattung – und das Ganze so, dass es unter der Woche nicht in die Kirche hineinregnen konnte. Die Arbeiten erfassten schließlich die Isolierung der Fassade rund um die Kirche und einen neuen Verputz für den Kindergarten, der nun im Gesamtbild mit der Pfarrkirche eine sehr symbolträchtige Einheit darstellte.

Insgesamt waren 11 Jugendliche, 35 Männer und 26 Frauen am Unternehmen beschäftigt. An 25 Samstagen wurden 3.180 Arbeitsstunden unentgeltlich geleistet. Die Materialien im Wert von damals 600.000 Schilling wurden durch Spenden der Pfarrmitglieder und durch das Erzbischöfliche Bauamt aufgebracht.

Restaurierungen und Neuanschaffungen



Im Jahre 2011 wurde die Statue der Muttergottes einer Restaurierung unterzogen. Josef folgte zwei Jahre später 2013 und bekam gemeinsam mit dem Jesuskind erstmals einen goldenen Heiligenschein. Die Arbeiten wurden vom Konservator und Restaurator Wolfgang Hienert durchgeführt. Im Jahre 2012 wurden die alten schmiedeeisernen Kerzenleuchter durch wertvolle Messingstände ersetzt. Auch das so genannte ‚Ewige Licht‘ wurde einer gründlichen Reinigung unterzogen und bildet so ein Schmuckstück im Altarraum. Gemeinsam unterstreichen diese Arbeiten und Neuanschaffungen den sakralen Charakter der Kirchenapsis. Finanziert wurde das alles durch private Spenden.

28 Jahre bis zur Pfarrerhebung



Wiewohl die Kirche bereits seit 1951 ihren guten Dienst tat, wurde diese Expositur von Leopoldau erst 1979 – 28 Jahre später – zur eigenständigen Pfarre erhoben. Erster Pfarrer war Pater Jo(han) Cornelissen von den Belgischen Kreuzherren. Pfarrer im Jahr 2013: Waldemar Jakimiuk. Viel wäre zum 60-jährigen Kirchenjubiläums 2011 berichtenswert, allein schon zur Würdigung der vielen Helfer. Doch mögen diese wenigen Geschichten genügen, um aufzuzeigen, welcher Pioniergeist hier am Werk war – mitgebracht von Menschen, in deren Biographien ein solcher Geist gewachsen war. Würde heute jemand das als Notkirche konzipierte Gotteshaus durch eine *richtige Kirche* ersetzen wollen, bekäme er es mit der ganzen Pfarrgemeinde zu tun. Vielleicht sogar mit der ganzen Siedlung.

Ausblick

Bleibt noch der Ausblick, insbesondere auf die Erhaltung der Eigenständigkeit der Pfarre und der Beheimatung eines Pfarrers in ihr, für den zur Zeit ein Pfarrhaus mit Pfarrerwohnung und Büro errichtet wird. Von Nicolò Machiavelli, dem großen florentinischen Staatsmann, stammt der Satz: „Ein Staat funktioniert nicht schon allein deshalb, weil er von einem Staatenlenker weise geführt wird, sondern weil es in ihm Einrichtungen gibt, die für seine innere Stabilität sorgen.“ Auf die katholische Pfarre Maria-Himmelfahrt in der Nordrandsiedlung heruntergebrochen: Sie funktioniert nicht schon allein deshalb, weil sie von einem Pfarrer weise geführt wird, sondern weil es in ihr Personen, Gruppierungen, Strukturen, Traditionen und Aktionen, vor allem aber Zeugen von Glaubensmut und Gottvertrauen gibt, die für ihre innere Stabilität und somit für ihren Fortbestand sorgen.



Pfarrkirche und Pfarrhof (nach der Erweiterung von 2013)





Wird fortgesetzt

Quellen:

Buch

*– Verwurzelt –
die Wiener Nordrandsiedlung
ihre Menschen
ihre Kirchen
Clemens Schepers*

Festschrift

*50 Jahre Kirche in der Nordrandsiedlung
Mag. Peter Hamp*